

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 19.

Freitag, 23. Januar.

1931.

Die Puppe Virginia / Roman von Ery S. Gulden

(11. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Nun ließ es sich nicht mehr verbergen, daß Alexander wieder da war. Rouff saß, auf viele Kissen gestützt, in seinem Bett, als er eintrat.

„Ich bin wiedergekommen“, sagte Alexander, „es war nötig, Herr Rouff. Wenn es später nicht paßt —“
Aber Thomas ließ ihn nicht ausreden. Er war ganz angefüllt mit Dank und Zufriedenheit.

Alexander wurde verlegen.
„Alles das“, sagte er, „es ist nicht mein Verdienst. Hier gab es allerlei zu tun. Dazu war eine Frau nötig. Ich habe Frau Donovan gebeten. Herr Rouff wird das nicht übelnehmen.“

„Frau Donovan — Frau Donovan?“ Thomas suchte eine Weile in seinem Gedächtnis. „Ach so“ — sagte er dann, „ich entsinne mich. Aber wie kann man soviel Hilfsbereitschaft wieder gut machen?“

„Das wäre nun allerdings das Allerwenigste“, meinte Alexander und zeigte ein kleines Lächeln.

Er machte sich zu schaffen und ging wieder hinaus. Die Zeit für lange Erklärungen war noch nicht gekommen.

In diese Zeit fiel wieder einer von Ardens selten gewordenen Besuchen.

Mit dem „bald wiederkommen“ damals war es nichts geworden. Die Welt war groß und schön, und Arden hatte es nie geliebt, auf einer Stelle zu sitzen. Jetzt kam er mit etwas schlechtem Gewissen. Er hatte gehandelt wie die meisten Menschen, die unangenehmen Dingen aus dem Wege gehen. Als Julian vor Rouffs Türe stand, schien es ihm immer deutlicher, daß er weit davon entfernt war, ein guter Freund zu sein. Das mußte wieder in Ordnung gebracht werden. Zunächst aber wollte er Thomas überreden, mit ihm auf Reisen zu gehen. Das würde ihm gewiß gut tun. Wenn er nur wollte — ach was, wollen. Er mußte ganz einfach. Böslich in neue Reisepläne versunken, ließ Arden seine Hand auf der Klingel ruhen, bis Alexander erschien.

„So, Sie sind wieder da, ich nehme das als gutes Zeichen“, sagte Arden.

Rouff freute sich ehrlich.
„Ich glaube, ich habe mich ekelhaft benommen“, meinte Arden.

„Das lag an mir“, beruhigte ihn Thomas, der langsam anfang, sein früheres Aussehen wieder zu bekommen.

„Nur teilweise, alter Junge“, lachte Arden und legte seinen Arm um Thomas' Schultern. „Wir wollen es wieder gut machen, und damit ich meine Absichten in die Tat umsetzen kann, kommst du erst mal mit mir aus der Stadt.“

„Wohin?“

„Jrgendwohin, das findet sich schon.“

„Wenn ich nur fort kann“, zögerte Rouff noch.

„Solchen Mangel an Organisation wage ich dir nicht zuzutrauen.“

„Ich habe vieles verläumt.“

„Zunächst an deiner Gesundheit, mein Lieber, und deshalb kommst du mit.“

„Gut, sobald es geht“, sagte Thomas und dachte da-

bei, daß er vorher noch Frau Donovan seinen Dank sagen müsse.

Es dauerte noch etwas, bevor Schwester Tossy das Haus verlassen konnte und Rouff zum erstenmale auf unsicheren Beinen umherging. Noch war die weiche Stimmung der Genesung in ihm. Das Leben war ein Glück. Jeder Atemzug schien es zu offenbaren. Seine Brust weitete sich. Er spürte eine wilde Lust nach Bewegung. Er mußte laufen mit weit ausholenden Schritten. Er sehnte sich nach Arbeit, ein Verlangen, zu schaffen, erfüllte ihn mit einem Gefühl der Freude ohnegleichen.

Arden dämpfte ein wenig.

„Langsam, langsam, das hat noch Zeit. Erst mußt du dich ganz erholen.“

Ja, auch das wollte Thomas. Nur lehnte er es ab, in ein Modebad zu fahren.

„Es wird alles so gemacht, wie du es willst“, versprach Julian.

Gilda Donovan stand am Fenster, als Rouff vorfuhr.

„Das ist Rouffs Wagen“, dachte sie und wurde dabei ganz kalt vor Erregung. Und während sie unruhig wartete, mußte sie in den Spiegel sehen. Mußte sehen, wie schön sie in dem schlichten schwarzen Kleid mit den gelblichen Spitzenmanschetten war. Wie weich der Stoff ihre Brust umhüllte, wie wundervoll die helle, matte Tönung ihrer Haut war und die kupfernen Reflexe auf ihrem Haar schimmerten.

Sie wollte schön sein für Thomas Rouff, der nun zum ersten Male zu ihr kam.

Und Thomas? Er ahnte nichts davon. Er war ein wenig befangen, denn er konnte sich durchaus nicht mehr auf Frau Donovan besinnen. Nun mußte er dieser fremden Frau danken, die ihn hilflos der Krankheit preisgegeben gesehen hatte.

Oder hatte sie ihn doch nicht gesehen? Hatten Schwester Tossy und Alexander über seine Bewußtlosigkeit gewacht? Er hoffte es. Aber Frau Donovan hatte gesorgt, daß sein Haus wieder in Ordnung kam. Daß wieder normale Zustände herrschten. Über Thomas' Gesicht flammte eine Röte. Er zwang sich, an andere Dinge zu denken. Das Kapitel sollte abgetan sein.

Als er dann vor Gilda stand, war alles gut. Er hatte keinen Augenblick das Gefühl, ihr fremd zu sein, und sein Dank war die einfache, warme Äußerung einer innigen Überzeugung. Einen Moment hielten sie sich bei den Händen. Thomas fühlte die schmalen Finger beben.

Und plötzlich kam es ihm zum Bewußtsein, daß er ohne Blumen gekommen war. Das ist ja unmöglich, dachte er, was für ein Tölpel ich bin. Er ärgerte sich maßlos und beschloß, es bald wieder gut zu machen.

Er fühlte Frau Donovans Blick auf sich gerichtet. Auf einmal enttann er sich deutlich ihrer ersten Begegnung. Das war damals, als er mit —

Thomas stand und sah Gilda an. Und nun wußte

er auch, warum sie ihm geholfen hatte. Diese Frau liebte ihn. Ihn, Thomas Rouff, den sie nicht anders kannte als krank und schwach. Eine große Rührung überkam ihn. Die Einsamkeit und der Schmerz vieler Wochen waren in seiner Stimme, als er sagte:

„Ich muß mich erst wieder zurechtfinden. Verzeihen Sie mir, wenn ich mich sonderbar benehme.“

„Ach, bei mir bedarf es am allerwenigsten einer Entschuldigung, Herr Rouff.“

Gilda lachte dabei.

Sie war froh, und ihre innere Zufriedenheit teilte sich Thomas mit. Er sah sich um. Lange war er nicht in andern Häusern gewesen.

„Wie schön es hier ist, ich komme bestimmt öfter.“

„Nur wegen der Einrichtung?“

Und nun lachten sie beide.

„Da sehen Sie selbst, daß es der Geduld bedarf.“

„Die habe ich.“

Thomas sah in den Garten hinaus.

„Wahrhaftig, die Forsythien blühen schon“, sagte er, und es klang so, als ob ihm diese Tatsache ganz besondere Freude mache.

Tastend nur, behutsam war ihr Gespräch. Es gab noch nichts Gemeinsames in ihrem Leben. Alles, was Gilda Donovan von Thomas wußte, drehte sich um Virginia. An der er beinahe gescheitert war. Gildas Mund bekam eine herbe Linie, als sie dachte, wie so etwas möglich sei, aber sie überwand es gleich wieder. Jetzt war Thomas bei ihr, und draußen wurde es Frühling.

Herrlich war die Welt.

So, Julian Arden hatte es geschafft. Er hatte Thomas, der bis zu guter Letzt allerlei zwingende Gründe zum Zuhausebleiben angab, ganz einfach wie ein Gepäckstück verladen. Erst als sie im Zuge waren, hatte er Ruhe. Sie standen im Korridor. Die Stadt begann gerade, den abendlichen Zauber ihrer Beleuchtungskünste zu entfalten. Bunte und weiße Strahlenbündel überall. Heller Schein glitt über die Bäume, die schon zarte Blättchen hatten. Die Filmpaläste überboten sich in wild werbender Lichtfülle. In den Luxusgeschäften lagen die Wunder von Schönheit und Farbe lockend zur Schau. Die Autos zogen in endloser Reihe vorbei.

Der Zug, dessen Schilder in fremde Fernen wiesen, stampfte aus der Halle. Julian Arden zündete seine Zigarette an:

„Gott sei Dank, daß man den ganzen Plunder mal wieder eine Zeitlang hinter sich hat.“

Thomas sah hinaus. Eine hohe dunkle Mauer schob sich vor alle Herrlichkeiten der Kultur.

„Ich freue mich wie ein Kind, alter Junge“, sagte Arden, „vier Wochen kannst du mir jetzt nicht entgehen.“

„Drei“, korrigierte Thomas.

„Vier“, beharrte Julian, „keinen Tag weniger. Wer sich den Luxus einer solchen Krankheit leisten kann —“

Er hielt inne. Noch war er nicht ganz sicher, wie die Erinnerung daran auf Thomas wirken würde.

„Also gut, aber eins sage ich dir, weder Menschen noch Vergnügen.“

Arden zog ein Gesicht.

„Ich höre Menschen und Vergnügen, wo bist du zur Welt gekommen, guter Thomas?“

Sie lachten. Der rollende Zug sang seine beruhigende Melodie. Die Nacht wurde kühl. Die Fenster beschlugen sich. Das Personal ließ die Vorhänge herab.

Thomas und Julian holten ihre Pyjamas hervor. Im Morgengrauen war Jollrevision.

„Eine Grenze zu passieren, hat für mich einen ungeheuren Reiz. Man fühlt sich dann so sicher vor sich selbst, wie ein Verbrecher vor der Polizei“, verkündete Arden.

„Wer kann vor sich selbst entfliehen?“, sagte Thomas,

und es schien Arden, als habe er wieder etwas Gefährliches gesagt. Dieser Unfug mußte aufhören. Dieses um eine Sache herumgehen. Zum Teufel, Rouff war doch kein schlapper Keil. Da mußte eine ordentliche Aussprache stattfinden. Nun, auch dazu würde die Zeit kommen.

In Southampton ließ es Arden keine Ruhe. Thomas wäre gerne auf dem Dampfer geblieben, aber er mußte mit in den New Forest fahren und in das Moor.

„Ich wußte gar nicht“, sagte er, „daß du solche Passionen hast.“

„Und ich hielt dich für einen Naturfreund“, rief Julian schmerzlich aus, „auf Reisen lernt man seine Leute kennen.“

„Du hast ganz recht“, gab Thomas zu, „ich bin faul und interesselos geworden“ — er machte eine kurze Bewegung mit der Hand — „das wird wieder.“

Kurz nachdem sie wieder an Bord waren, verließ das Schiff den Hafen. Thomas war erschöpft. Ihn strengte noch alles über Gebühr an. Aber er fühlte sich froh und zufrieden.

Morgen schreibe ich einen Gruß an Gilda Donovan“, beschloß er, bevor er zur Ruhe ging. Eine Weile lauschte er den Geräuschen an Bord; hörte den Schlag des Wassers gegen die Bullaugen. Gut war das.

Thomas hatte es Julian überlassen, ein Reiseziel auszusuchen, und Julian hatte bestimmt: Portugal. Er führte ein Duzend unwiderlegbarer Gründe an, nach denen Portugal das einzige Land war, das in Frage kam.

„Wir fahren nach Lissabon. — Und dann in die Umgebung. Ganz primitiv. Kein Luxushotel.“

„Gut“, sagte Thomas nur. Und sie fuhren nach Cascaes. Da war blaues Meer, da gab es menschenleere Wege, über denen die Eukalyptusdüste wehten. Felsen und wilde Brandung.

Ein paar träge Fischerboote und irgendwo weit in der Ferne ein stolzer Dampfer. Aber sonst —

„Steht an des Tejos Strande“, pfliff Julian Arden vergnügt.

Über drei Wochen waren sie an der sonnendurchglühten, blütenumdufteten Küste.

Thomas sah prachtvoll aus. Er war wieder kraftvoll und biegsam wie früher. Seine Haut hatte eine goldene Bräune angenommen. Seine Augen hatten den alten Glanz wiederbekommen. Einmal hatte Arden versucht, ganz offen zu reden. Es war nichts geworden. Thomas hatte gesagt: „Laß doch die alten Geschichten.“ Es war ihm sichtlich unangenehm gewesen, aber es schien eher, daß Thomas sich schämte, daran erinnert zu werden, als daß noch irgendeine Gefahr bestände. Um so besser. Im Grunde sollte man sich nicht in anderer Leute Angelegenheiten mischen, auch wenn es sich um die besten Freunde handelte. Es gingen mehr als vier Wochen hin. Weiß Gott, wie die Zeit verging mit herrlichem Nichtstun. Mit Fahrten in das heiße, blühende Land, mit Wanderungen durch die traumhaft schönen Gärten englischer Millionäre. Die Parks von Lumiar. — Mit Mahlzeiten in sonderbaren ländlichen Gasthöfen und Streifen durch das bunte Lissabon.

„Wird es dir noch nicht langweilig mit mir?“, fragte Thomas den Freund.

„Erstens nein, und zweitens bin ich zum Nichtstun geschaffen“, sagte Julian. „Aber eins sollst du doch wissen, nämlich, daß ich mich nie in meinem Leben so anständig benommen habe.“

„Dann wollen wir der Dual ein Ende machen. Laß uns nach Hause fahren.“

Julian setzte seine ganze Überredungskunst für vierzehn Tage Paris ein.

„Der Frühling ist die richtige Jahreszeit dafür.“

„Ich weiß, ich weiß, mein Lieber, aber ich habe Anspruch auf sechs Wochen Urlaub im Jahr. Die sind reichlich überschritten. Es gibt eine Menge nachzuholen.“
(Fortsetzung folgt.)

Wie die Kakteen um ihr Leben kämpfen.

Von Richard Seifert.

Die Kakteen gehören zu den Fettpflanzen; ihre vollschlanke Linie brachte ihnen die Familienzugehörigkeit ein. Diese Wohlbeleibtheit ist aber nicht Ausdruck geruhiger, beschaulicher Lebensweise, sondern im Gegenteil erbittertsten Kampfes. Schwer bewaffnet schlagen sie sich in sonnendurchgläuter mexicanischer Felsenwildnis, in den dunstgeschwängerten Urwäldern Brasiliens, unter den eisigen Stürmen des Hochplateaus von Colorado mit List und Gewalt durchs Leben. Unbarmherzige, fast übermächtige Feinde: Die sengende Sonne, Trockenheit, nahrungarmer Boden drängen sie in die Verteidigung. Sie ducken sich zusammen und bieten dem Tagesgestirn als Kompaßpflanzen nur ihre schmalksten Seiten dar. Sie verwandeln ihre lebendigen Körper in Wasserspeicher. Sie umgürten sich mit undurchdringlichen Panzern aus stahlharten, nadelscharfen, weißen, roten, braunen Dornen oder verlassen sich statt dessen auf gefährliche Gifte. Und wenn nichts anderes helfen will, vertreiben sie sich in den Boden und lassen sich zutreiben. — Aber sie setzen sich durch. —

In unseren Teichen und Tümpeln lebt ein winzig kleiner Polyp, die Hydra. Er ist an Lebensfähigkeit dem widerlichen Ungeheuer der Hertulesage noch überlegen, denn nicht nur neue Köpfe entstehen ihm, nein, jedes ihm aus dem Leibe gerissene Stück wird zu einem vollständigen, neuen Polypen. Im Feigenkaktus hat er sein pflanzliches Gegenstück gefunden. Man mag ihn in noch so viele Stücke zerlegen, die Stücke auf den Boden streuen und vergessen. Aus der jeweils nach unten liegenden Seite senten sie unbekümmert Wurzelbündel in den Boden und aus der nach oben zu liegenden Seite brechen neue Triebe. Mächtig tritt sich Scheibe auf Scheibe und in wenigen Jahren ist das Kaktusstück fertig. — Und wie unglaublich lange Zeit vermindern sie zu dürfen. Schon mancher gedachte Feigenkaktus für sein Herbarium zu trocknen und mußte noch nach zwei Jahren erleben, wie die Gemüthsbanden frischfröhlich zu neuem Leben erwachten.

Der Kaktus blüht und trägt Samen, wie die meisten anderen Pflanzen auch; aber es klappt bei seinen vertrackten Umweltverhältnissen nicht immer so gut. Darum sorgt er auch auf ungeschicklichem Wege, durch Sprossung, für Nachwuchs. Wie aber, wenn die Blütentrippe schon da ist, aber in ihrer Weiterentwicklung behindert wird? Sollen die kostbaren Aufbaustoffe nutzlos veran sein? O nein. Kurz entschlossen stellt sich Freund Igelkaktus um, und statt des Blütenschaftes drängt sich aus der wolligen Blütentrippe, hübsch grün gefärbt und sauber bestachelt, ein kleiner, fix und fertiger Igelkaktus hervor. Ein Tier etwa streift das loder sitzende und schon mit Wurzeln versehene „Kind“ von der Mutter ab und frohgemut macht es sich selbständig.

In Mexiko haust ein gewaltiger Igelkaktus (Echinolattus ingens), ein kugelförmiger schwer bestachelter Dursche von ein bis zwei Zentnern Gewicht. Der Gewohnheit seiner engeren Sippe getreu trägt er seine wunderbaren gelben Blüten dicht gedrängt mitten auf dem Scheitel. Die Blüten welken und reifen ihre Früchte. Soweit ganz gut. Aber die Früchte sitzen oben am Scheitel der Stacheltonne; die Samen können nicht zur Erde gelangen. So warten sie eben, bis sie in Jahren mit dem Wachstum des alten Herrn an seine Außenseite kommen. Ein tüchtiger Regenguß wäscht sie dann endlich aus und gibt ihnen gleich die lebenspendende Feuchtigkeit mit in die Wiege. Auf ein paar Jahre mehr des Wartens kommt es vielen Kakteen durchaus nicht an, ihre Samen bleiben zuweilen bis zu zwanzig Jahre lang keimfähig.

Neuerdings kommt aus Chile die Kunde von einem Igelkaktus, der sich Höhlen gräbt, ähnlich dem Gangtrichter uneres kleinen Amerikanerlöwen. Nur fängt er damit seine Ameisen, sondern Wasser. Er wächst an Abhängen, an denen das Wasser hinabläuft, ohne den Boden genügend zu durchfeuchten. Unser neuer Belannter müßte an seinem Abhänge gar sehr dürsten. Das zu verhüten gräbt er seine Höhle. Das den Gang hinabrinne Wasser fängt sich in der Höhle und hält die tonige Erde lange feucht. Werden die Höhlenwände zu eng, so weitet sie der pflanzliche Höhlenbewohner durch sein Wachstum je nach Bedarf aus. Die Samen des Igelkaktus werden durch Vögel verstreut. Gehen die jungen, teilweise schon in der Samenkapsel geleimten Pflänzchen auf, so graben sie sich flugs ihr eigenes Höhlchen, wie's ihre Mutter tat. Herr J. Söhrens in Santiago, der in Heft 5 des 1. Jahrganges der Monatschrift der Deutschen Kakteengeellschaft darüber berichtet, hat ganze Kolonien dieser höhlengrabenden Kakteen besucht und sogar genau feststellen können, welches die Mutterpflanze und was ihre Nachkommen sind. Und jede Pflanze sitzt ohne Unterschied ihrer Größe bis über den Scheitel in einer genau passenden Höhle! —

Wahre Lebensakrobaten sind gewisse Mesembrianthemien, die „Blühenden Steine“ Afrikas; kleine, wenige Zentimeter große saftige Fettpflanzen. Sie hätten in der lebensfeindlichen südafrikanischen Wüste wahrscheinlich wenig Aussicht auf Fortbestand, pochten sie sich nicht ungemein geschickt in Körperform, Farbe und Zeichnung ihrer Umgebung an. Sie wurden lebende Doppelgänger der Kiesel und Kalkbroden ihrer Umgebung. Nicht genug damit schrumpfen die Körperchen während der Trockenzeit so stark ein, daß sie fast unter dem Erdboden verschwinden und schließlich vom Sande zugeweht werden. Erst mit der nächsten Regenzeit, wenn ringsum alles grünt und blüht und an Wasser kein Mangel ist, erwachen sie zu neuem Leben. Aber das pfiffige Pflänzchen, dem die schattenspendenden Rippen und Stacheln der verwandten Kakteen fehlen, mußte noch eine weitere Lebensfrage lösen: den Schutz des empfindlichen Blattgrüns vor zu starker Sonnenstrahlung. Und was hat es für einen Ausweg gefunden! Das Blattgrün befindet sich nur an den im Boden stehenden Seitenwänden des Körperchens. In die durchscheinende Außenhaut der Oberfläche aber ist Kalk eingelegt, der den Pflanzeneinmal ihre den Kiesel nachgeahmte Zeichnung verleiht und zum anderen das Sonnenlicht abblendet. Nur durch diese Fensterchen und vom Körperinneren aus können die Sonnenstrahlen an das Blattgrün gelangen. Die Pflanze ein kalkgestrichenes Gewächshaus! —

Ihren unerhört lebensfeindlichen Umweltverhältnissen setzen die Fettpflanzen den unerschöpflichen, riesenstarken Willen zum Leben entgegen. Alte, unbrauchbar gewordene Formen werfen sie von sich, modelten sich um und ersanden neue sinnreiche Einrichtungen. Seit ungezählten Jahrtausenden werden sie hinein geboren in den mörderischen Kampf und schmelzen förmlich in ihm. Aber müde legen sie ihr Rüstzeug nieder, werden sie in freundlichere Zonen verpflanzt. Dann werden sie zu verhäpften Zwergen und verweichlichten Abbildern ihrer urwüchsigen Brüder und Schwestern und fallen schließlich dem ungewohnten Schlemmerleben zum Opfer, gegen das ihnen keine Wehr gegeben ist.

Welt u. Wissen

Frauenarzt und Präsident einer Republik. Die südamerikanische Republik Ecuador, die ein Gebiet von ca. 450 000 Quadratkilometer umfaßt, hatte zu ihrem Staatsoberhaupt einen Frauenarzt erkoren. Präsident Dr. Nidor Anora beginnt seinen Arbeitstag um sieben Uhr morgens. Täglich um diese frühe Morgenstunde erscheint er in seiner Klinik für Frauenkrankheiten, wo er gewöhnlich bis neun Uhr verbleibt. Nach Beendigung seiner ärztlichen Funktionen begibt sich Dr. Anora nach der Staatskanzlei, um bis zum späten Abend die Staatsgeschäfte der Republik Ecuador zu leiten. Dr. Anora erfreut sich einer ungeheuren Beliebtheit unter allen Bevölkerungsschichten seiner Heimat. Seinen populären Namen erwarb er sich in der Stadt Loja, die 2000 Meter über dem Meerespiegel gelegen ist. Die Stadt Loja und ihre Umgebung galten von jeher als Zentrum verschiedener Krankheiten und Epidemien. Dr. Anora, der nach einigen Jahren ärztlicher Tätigkeit auch das Oberbürgermeisteramt in der Stadt Loja übernahm, konnte es dank seiner Energie und großem Geschick erreichen, daß die verseuchte Gegend in eine gesunde und saubere umgewandelt wurde. Darauf wurde Dr. Anora von der Hafenstadt Guayaquil gebeten, auch dort eine ähnliche Reform auf dem Gebiete des Gesundheitswesens durchzuführen. Die Stadt war von Malaria in solchem Maße heimgesucht, daß die Bevölkerung dezimiert wurde und fremde Schiffe sich weigerten, den Hafen anzulanden. Auch in Guayaquil waren die Bemühungen Dr. Anoras von größtem Erfolge gekrönt. Darauf wurde Dr. Anora zum Professor für Frauenkrankheiten an der Universität in der Hauptstadt des Landes Quito gewählt. Er beschäftigte sich damals gar nicht mit Politik und widmete sich ausschließlich der ärztlichen Tätigkeit. Die große Wendung in seiner Laufbahn erfolgte im Jahre 1926, als in Ecuador eine Revolution ausbrach. Die aufrührerischen Truppen zwangen den damaligen Präsidenten Cordoba abzudanken. Wertwürdigerweise einigen sich kurz darauf alle Parteien des Landes darauf, Dr. Anora zum Diktator zu proklamieren. Am meisten war darüber Dr. Anora selbst erstaunt, der das Universitätsstudium mit dem Diktatorseßel so unerwartet vertauschen mußte. Nachdem Dr. Anora drei Jahre lang sein Amt zur größten Zufriedenheit der Bevölkerung ausgeübt hatte, glaubte er, von der Diktatur zur verfassungsmäßigen Verwaltung übergeben zu können. Das Parlament wurde zusammen gerufen, und Dr. Anora erklärte den Volksvertretern, daß nach seiner Meinung die Zeit der Diktatur abgelaufen sei. Da geschah ein Ereignis, das in der Geschichte kein Gleiches aufzuweisen hat: Der Diktator wurde von der Volksvertretung einstimmig zum Präsidenten des Landes gewählt. Glückliches Ecuador!

* In Reclams Universal-Bibliothek (Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun., Leipzig) erschien: Dr. h. c. Alfred v. Wegerer: „Wie es zum Großen Kriege kam“. Vorgeschichte des Weltkriegs. U.-B. Nr. 7101. Der Leiter der Zentralkasse für Erforschung der Kriegsursachen gibt hier das Wesentlichste aus der Geschichte von 1871–1914, soweit die Ereignisse auf die Entstehung des Weltkriegs von Einfluß waren. — Carl Müller-Rastatt: „Günther“. Eines Dichters Schicksal. Novelle. U.-B. Nr. 7107. Johann Christian Günther, der Held dieser packenden Novelle, ist der große Dürker der deutschen Barockzeit. Er war der erste, der im Gegenfakt zur gelehrten Dichtung seiner Epoche aus dem Leben schöpfte, das er selber lebte, und in Gedichten voll losender Leidenschaft zum Ausdruck brachte, wie er sein Glück und sein Leid empfand. Müller-Rastatt gibt das ergreifende Schicksalsbild eines großen Dichters und zugleich einen interessanten Querschnitt durch das Leben im deutschen Barock. — Swan Schmeliow: „Liebe in der Krim“. Roman. Aus dem Russischen übertragen und mit einem Nachwort versehen von R. Candrea. U.-B. Nr. 7108/9. Swan Schmeliow ist heute die bedeutendste dichterische Persönlichkeit unter den russischen Emigranten. Die Erzählung „Liebe in der Krim“ rührt noch aus der Zeit vor dem Kriege her und zeigt Schmeliow von seiner liebenswürdigsten Seite, in dem ganzen Zauber seiner ursprünglichen großen Kunst. — Roda-Roda: „Der Schlangenhieb“. Erzählungen und Schwänke. U.-B. Nr. 7110. Zu der Freude am wechselnden Geschehnis gesellt sich bei Roda-Roda immer wieder das Vergnügen über das prägnante Wort, die zischlere Aufstellung, die Mischung von feiner Weltweisheit und ausgelassenem Spitzbubentum. Die vorliegende Sammlung umfaßt die besten und lustigsten Stücke Roda-Rodas, von der heiter ausgeführten Erzählung bis zur feinpointierten Anekdote und zum schlagenden Wit.

* Erich Bodemühl: „Wiesen und Wege im Kinderland“. (Verlag Adolf Klein, Leipzig.) Auch in diesem neuen Buche zeigt sich der Lehrer und der Dichter Bodemühl als ausgezeichnete Kenner, spürsinniger Deuter der Kinderseele. Das Jugendland, uns allen unverlierbarer Erinnerungsbesitz, wird in den hellen, lichten Farben einer zarten Sehnsucht gezeichnet. Die Dinge der Welt bedeuten der kindhaften Phantasie noch Wunder über Wunder; alles Schicksal ist von dem frischen Glanz jungen Erlebens durchgoldet. Freilich, auch Schatten fehlen nicht in dem freundlichen Bild, wenn die ersten Rätsel des Daseins aus dunklen Augen schauen und frühes Leid an die Kinderseele rührt. Die dichterische Gestaltung dieser einzelnen Betrachtungen, Stimmungen und Erlebnisse ist eindringlich, vor allem darum, weil nichts trodene Theorie bleibt, sondern stets ein unmittelbares Gefühl sich kundgibt. Mit der Farbigeit der Schilderung ist schöne menschliche Wärme ein besonderer Vorzug des Buches.

* Viki Baum: „Zwischenfall in Lohwindel“. Roman. (Verlag Ullstein, Berlin.) Traumbwo in dessen mit dem Blick über die Ebene hinüber nach der Bergstraße liegt ruhig und verträumt, umgeben von Weinbergen, Lohwindel. Dort lebt der Arzt Dr. Persentheim mit Frau und Kind, dort leben die Honoratioren: Fabrikbesitzer, Kaufmann, Gutsherr, Apotheker, Rektor und Pfarrer, dort leben Arbeiter und Gymnasialisten, gehen ihrem Tagewerk nach. — Aber ein kleines Ereignis genügt, um den Frieden des Städtchens zu stören, Gesetze des Lebens und der Moral, die unabänderlich schienen, zu erschüttern. Diese Bewegung, die alle in gleicher Weise ergreift, wird verursacht durch einen Autounfall, der einen Großindustriellen, eine Filmdiva und einen Bogen unfreiwillig in diese Abgeschiedenheit versetzt und von Viki Baum interessant und spannend erzählt wird.

* „Frau Kathinka Wedekamps Rache.“ Roman von Elsa Stoker. Webers Moderne Bibliothek, Bd. 313. (Verlag v. Weber, Stuttgart.) Die Wiesbadener Schriftstellerin, die auch sonst Romane und Erzählungen veröffentlicht, behandelt hier die verwinkelten Erlebnisse eines adligen Landwirts, der durch die unversöhnliche Rache der Mutter seiner ersten Liebe verliert, bis er in einem anderen ebenbürtigen Mädchen nach langen seelischen Kämpfen doch noch sein volles Glück findet. Der Roman enthält mancherlei psychologisch gut dargebotene Verwicklungen, so daß er mit einiger Spannung Anteilnahme sich kiest.

* „Die Hochzeiterin im Himmel“ und andere Geschichten. Erzählungen von Franz Johann Bierfad. (Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg.) Mit dieser bunten Folge gut beschriebener Bauern Erzählungen tritt der junge Regensburger Dichter Franz Johann Bierfad erstmals mit einem Buche vor die Öffentlichkeit. Es sind bald tiefste, bald humorvolle Geschichten. In ihnen paart sich harmonisch ein äußerst beachtenswertes Erzählertalent mit einer innerlichen, wahrhaft dichterischen Sicht der lebendigen Welt, des Dorfes und seiner Menschen, der Eindrücke und ihrer Schicksale. Dem Buch hat der Verlag durch den bekannten Illustrator Prof. H. Stodmann-Dachau ein anheimelndes Gewand geben lassen.

* Henri Barbusse: „Erhebung“, Roman. Deutsch von Leonel Dunin. (Verlag Paul Molnar, Wien IV.) In diesem Roman eines Fliegers erlebt ein Dichter die Abenteuer der Technik und die Wunder des Weltraums. Im Flugzeug sieht er eine neue Möglichkeit zur Erhellung der Erde, ein neues Mittel, die Welt zu umarmen. Aus solch hohem Blickpunkt erschaut er die Enge unseres Lebens und findet rhapsodisch-beschwingt das Gesetz der neuen Ordnung. Im Doppelsinn von Realität und Symbol erklingt das Wort „Erhebung“. Der berauschend-schönen Erhebung des Flugzeuges gesellt sich die gedankliche und gefühlsmäßige Erhebung des neuen Menschen. Er übersteht das alte Europa in seinem Elend, er gewahrt, über Afrika schwebend, die Urformen der Menschheit, dieses schlafenden Riesen, und beobachtet die Gärung Asiens und seinen Weg. Die Entwicklungsgeschichte des „menschlichen Abenteuers auf Erden“ wird offenbar. Eine andere Wertung der Dinge setzt bei Barbusse ein: Vaterland, Glaube, Kunst, Liebe und Zivilisation müssen die Weite gewinnen, die zur Befreiung und Einigkeit der Menschheit führt. Zwischen dem Einzelnen und der Gesamtheit darf es keine Gegensätze geben, sie beide sind die Stützen der die Erde beherrschenden Macht des Gedankens. Und die wortgewaltige Phantasie des Dichters erbaut stets aufs neue den Turm von Babel, den die Sprachenverwirrung Stückwerk bleiben ließ, während ein Einklang der Menschheit ihn vollenden wird.

* „Habsburgs Weg von Wilhelm zu Briand“, betiteln sich die Memoiren des Grafen Tamás von Erdödy, welche, von Paul Szemere und Erich Czech verfaßt, Joeben (im Amalteia-Verlag, Wien) erschienen. Graf Erdödy fuhr 1917 als Bevollmächtigter des Kaisers Karl nach Neuchâtel, wo er mit dem Schwager des Kaisers, dem belgischen Offizier Prinzen Sixtus, zusammentraf. Später schmuggelte Erdödy den Prinzen nach Wien, wo im Beisein Czernins die Bedingungen des österreichisch-ungarischen Sonderfriedens mit der Entente festgelegt wurden. Auf der Fluchfahrt des Kaisers nach Ungarn beherbergte Erdödy Kaiser Karl in Wien und brachte ihn nach Ungarn.

* Karl Westermeyer: „Die Operette im Wandel des Zeitgeistes“. Von Offenbach bis zur Gegenwart. (Drei-Masken-Verlag, München.) Die Geschichte der Operette ist erfüllt von pharisäischen Verfolgungsversuchen ästhetisierender Widersacher. An einer ernsthaften kritischen Gesamtdarstellung der Operette hat es bisher gefehlt. Sie liegt nun in dem Buche Westermeyers vor.

* Boehmer: „Du und dein Kind“. Ratschläge für häusliche Gymnastik. Mit 152 Abbildungen. (Verlag Belschlag u. Klasing, Bielefeld und Leipzig.) Körpergesundheit und Leistungsfähigkeit unserer Jugend in weitgehendstem Maße zu fördern, ohne die Kräfte zu überspannen, ist die Pflicht der Eltern und diesen Forderungen nicht gewachsen zu sein, ihre tägliche Sorge, besonders da, wo Abweichungen von der Norm des gesunden und gutentwickelten Körpers bei ihren Kindern vor Augen treten. Hier will der Verfasser belehrend und helfend eingreifen, und durch Anleitungen zu seinen bewährten und erprobten Methoden löst er diese bedeutungsvolle Aufgabe.

* „Philosophisches Wörterbuch.“ Von Studienrat Dr. P. Thormeyer. (Verlag B. G. Teubner, Leipzig.) In der bekannten Sammlung von „Teubners kleinen Fachwörterbüchern“ erschien Joeben das „Philosophische Wörterbuch“ von Paul Thormeyer in bereits 4. Auflage; ein Beweis für seine Brauchbarkeit als Hilfsmittel bei der Einführung in die Philosophie, beim Lesen philosophischer Schriften und bei Wiederholungen. Die neue Auflage weist gegen die frühere eine wesentliche Umfangsvergrößerung auf, die sich auf sachliche Vertiefung und problemgeschichtliche Erweiterung des vorhandenen Bestandes, sowie auf die Aufnahme zahlreicher neuer Stichwörter erstreckt.